

Seit die Deutschen ihre Liebe zu den Bienen entdeckt haben, hat das Leben von Ernst Rieger sich sehr verändert. Und das, obwohl er gar keine Biene ist. Er ist Bauer. Auf seinen Feldern wächst heran, was Bienen am meisten lieben: Wildblumen und Gräser. Der Bauer erntet die Samen und verkauft sie. Andere pflanzen sie dann ein. Von den Pflanzen, die daraus wachsen, können Millionen Insekten satt werden. Wären Insekten Autos, wäre der Bauer eine Art Ölbaron. Aber Insekten sind Insekten, und die waren den Deutschen lange egal. Das ist jetzt anders.

Der Bauer macht seine Arbeit seit fünfundsiebzig Jahren. Was gerade passiert, hat er noch nie erlebt. Die Leute rennen ihm die Bude ein. Sie wollen etwas tun für die Umwelt, vielleicht auch für sich selbst. Sie wollen säen. Klatschmohn, Wiesensalbei, Löwenzahn. Der Bauer hat neue Mitarbeiter eingestellt, um der Lage Herr zu werden, aber die reichen nicht. Deshalb müssen Geschäftskunden, also zum Beispiel Kommunen, derzeit fünf bis sechs Wochen auf ihre Ware warten. Von Privatkunden nimmt der Bauer gerade gar keine Aufträge mehr an. Die können seine Samen trotzdem kaufen, zum Beispiel in den Filialen eines bekannten Kaufhauses für traditionell hergestellte Dinge. Der Bauer wurde von dem Bienen-Hype wie von einer gigantischen Welle nach oben getragen. Dort auf dem Wellenkamm ist er nun unterwegs. Schön, aber nicht einfach.

Als der Bauer erfährt, dass die F.A.S. sich für ihn interessiert, will er sich einen ganzen Tag Zeit nehmen. Warum, wenn seine Zeit doch so knapp ist? Der Bauer sagt, er wolle dazu beitragen, dass die Dinge, mit denen er sich beschäftigt, von den Menschen besser verstanden werden. Es sei sehr viel Unwissen im Spiel. Das merkt er an den Anrufen, die seine Mitarbeiter täglich bekommen. Vier Leute hat er abgestellt, nur für Beratungsgespräche. Viele Anrufer wollen eine Wiese für Bienen anlegen. Aber sie wissen nicht, wie. Oft tun sie genau das Falsche, streuen zum Beispiel die Samenkörner einfach dahin, wo schon Gras wächst. Oder sie denken, eine Wiese solle einfach jahrelang wachsen, wild und frei. Aber Wiesen müssen gemäht werden. Zu ganz bestimmten Zeiten. Der Bauer spricht über Wiesen wie ein Winzer über Wein.

Vor dem Besuch auf dem Hof schickt er per Post seinen Katalog. Vorne drauf ist ein gelb-schwarzer Schmetterling, der eine violette Blüte ansteuert. Innen wird erklärt, dass das Tier ein Schwalbenschwanz ist und die Pflanze Ziest heißt. Der ganze Katalog ist eine Mischung aus Warenangebot und Lehrbuch für Naturkunde. Es geht viel um die Genetik von Pflanzen. Dazu druckt der Bauer „Ordinationsdiagramme der genetischen Ähnlichkeit unterschiedlicher regionaler Herkünfte“ von Pflanzen ab. Die kann er genau erklären. Sogar so, dass ein Laie sie versteht. Und er kann erklären, warum Laien so etwas interessieren sollte.

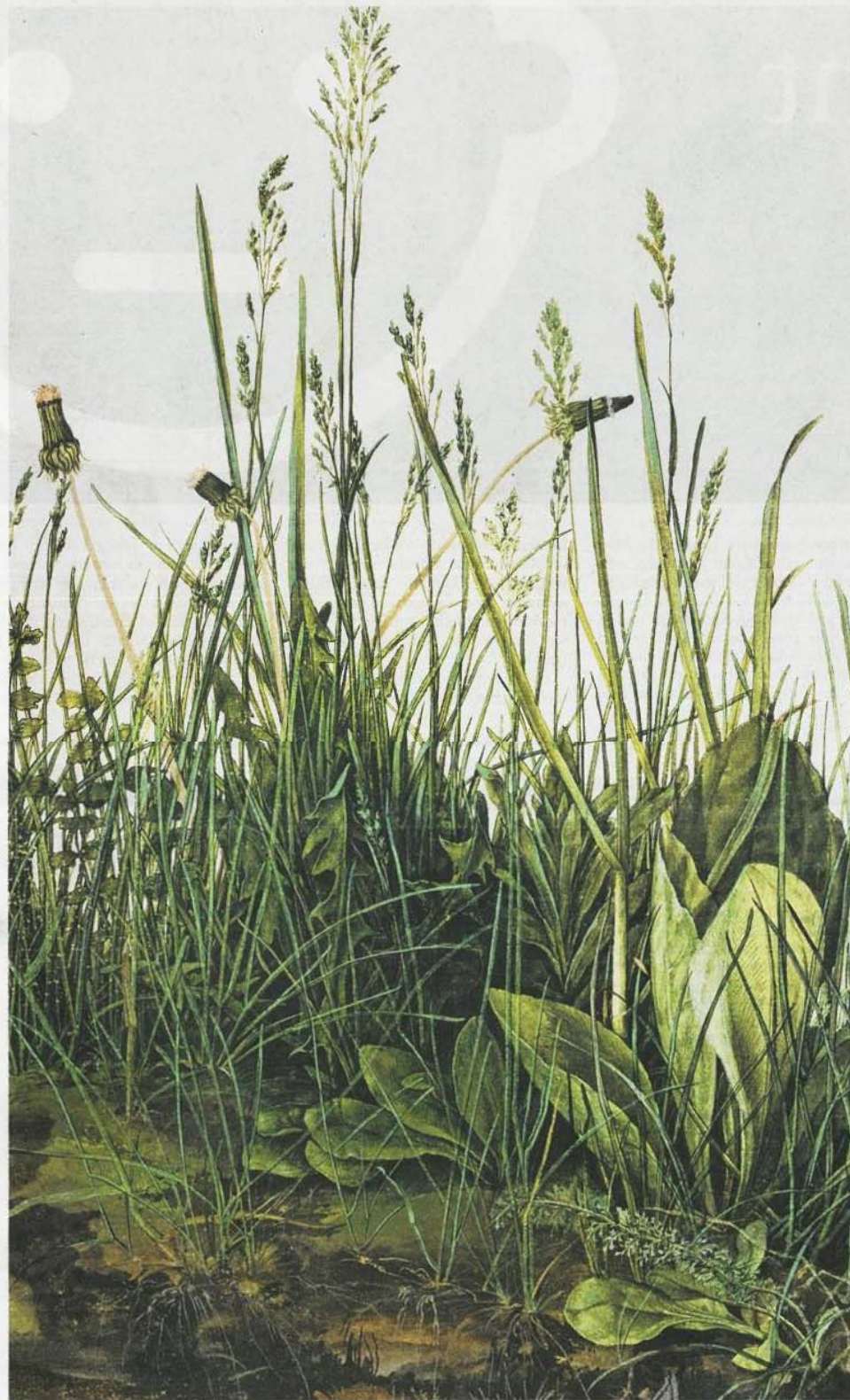
Mal angenommen, jemand will Insekten Gutes tun. Das kann ein Privatmann sein, eine Stadt oder ein Staat. Dann ist die große Frage: Was brauchen die Tiere? Die Antwort ist deutlich länger als die Frage. Denn die Tiere lassen sich nicht wie Autos betanken. Sie haben sich über Jahrhunderte an bestimmte Pflanzen angepasst. Und noch mehr: Die Pflanzen haben sich an Regionen angepasst. Sogar so stark, dass ein und dieselbe Art genetisch unterschiedlich ist, je nachdem, wo in Deutschland sie wächst. Die Margerite in Plön hat andere Gene als die Margerite in Passau. Tolles Thema für Bio-Studenten. Was hat der Bauer damit zu tun?

Er will das nicht nur erklären, sondern auch zeigen. Auf seinem Hof. Der

# Deutschland, deine Halme

Viele wollen jetzt Bienen retten. Dafür brauchen sie Wiesen. Oder Blumen. Oder Gräser. Ja, was eigentlich?

Von Friederike Haupt



liegt in Franken, ziemlich genau zwischen Heilbronn und Nürnberg. Der Zug fährt an Hügeln vorbei, die sind gelb vor Raps. Bahnhöfe ohne Bäckereien, dafür mit Insektenhotels. Der Hof des Bauern hat die Adresse „In den Wildblumen“. Er liegt mitten in einem Dorf und reicht bis in die Felder. Gewächshäuser, Lagerhallen, das Haus des Bauern, das Haus seines Sohnes. Der Hof ist ein Familienbetrieb. Einige Angestellte gab es schon immer. Jetzt sind es ein paar Dutzend. Auf dem Hof stehen jede Menge Paletten. Darauf schwere Säcke. Darüber Folie und Adressaufkleber. Saatgut für Kunden: Stadt Ochtrup, Stadt Lage, Marktgemeinschaft Bodenseeobst und so weiter. Kommunen sind die Hauptkunden des Bauern. Deutsche Städte nennen sich jetzt stolz „bienenfreundliche Stadt“, so wie Halle an der Saale; Bundesländer fahren Bienen-Kampagnen wie „Bienenfreundliches Hessen“. Die Paletten mit den Säcken holt später eine Spedition ab. Morgen neue Paletten. Der Bauer kommt kaum nach damit, die Säcke zu füllen.

Er läuft in eine große Lagerhalle. Die wird gerade noch größer gebaut. Bevor die Pflanzsaison losgeht, hat der Bauer nachgezählt, was im Lager ist. Sack für Sack. Samen im Verkaufswert von acht Millionen Euro. Fürs nächste Jahr peilt er zehn Millionen an. In der Halle riecht es gut, wie nach Heu, nur feiner. Überall stehen offene Säcke, hüfthoch, mit Samen von Blumen und Gras.

Der Bauer deutet auf einen Sack: „Fassen Sie mal hier rein!“ Innen sind Samen, so fein und weich wie Mehl. Die Wiesenglockenblume. „Jetzt probieren Sie diesen!“ Klettig-spitze Samen: Ackerhahnenfuß. Im nächsten knisternd-zarte: Wiesenhahnenfuß. Der Bauer greift auch selbst in die Säcke hinein. Ist einfach schön. Fünfhundert Arten sind auf Lager.

Allerdings seltsam angeordnet. Die Halle hat acht Abteilungen, in jeder dasselbe Sortiment: so wie eine Shopping-Mall mit acht Rossmann-Filialen. Warum? Der Bauer holt Luft, als hätte er auf die Frage gewartet: „Jaaa...“ Jetzt kann er die Sache mit den Genen erklären.

Also: Eine Margerite in Plön hat andere Gene als eine Margerite in Passau. Das sieht man schon an den Samen, die sehen ein kleines bisschen unterschiedlich aus. Und die Pflanzen, die daraus wachsen, verhalten sich ein kleines bisschen unterschiedlich. Egal, wo man sie aussät. Kann zum Beispiel sein, dass eine Plöner Margerite, ausgesät in Passau, deutlich später blüht als Passauer Margeriten. Passauer Bienen sind aber eingestellt auf früh blühende Margeriten. Dann gibt es ein Problem.

Die Lösung: Die Samen bleiben ungefähr dort, wo sie entstehen. Dann wachsen die Pflanzen besser, und die Insekten haben mehr davon. Schön und gut. Ab nächstem Jahr auch Gesetz. Ab dann dürfen in Deutschland in der freien Landschaft nur noch Samen von Pflanzen ausgesät werden, die dort auch vorkommen. Das Fachwort heißt „gebieteigen“. Dem Bauern kommt es leicht über die Lippen. Er glaubt schon lange daran, dass die Pflanzen in ihrer Heimat bleiben sollen. Anders als Menschen übrigens. „Wir können uns, wenn wir nach Alaska gehen, eine dicke Jacke anziehen. Pflanzen können das nicht.“ Danach hat der Bauer sein Geschäftsmodell ausgerichtet. Nun zieht die Politik nach.

Der Bauer arbeitet mit Bauern in ganz Deutschland zusammen. Sie liefern ihm Samen aus ihrer Region. Die kommen in sein Lager. Nach Regionen geordnet. Acht Anbaugenden, acht Abteilungen. Margeritensamen aus Plön liegen in Abteilung zwei, Nordostdeutsches Tiefland; Margeritensamen aus Passau in Abteilung fünf, Südost- und Ostdeutsches

Bergland. Geht nun eine Bestellung aus Passau ein, kriegt der Kunde Samen aus seiner Region, nicht aus Augsburg, Stuttgart oder gar aus Plön.

Natur ist schön, macht aber viel Arbeit. Und erst recht jetzt, wo die Sache mit dem Artenschutz so groß geworden ist. Der Bauer muss sich in Richtlinien einfuchen. Er muss die Herkunft der Samen dokumentieren, die er verkauft, er füllt Saatgutbegleitprotokolle aus. Der Bauer muss dafür sorgen, dass er immer gute Ware aus allen Regionen bekommt. Derzeit melden sich wieder Bauern, die ihn beliefern wollen; aber sie haben noch gar keine Erfahrung mit Wildblumen, wollen damit erst anfangen. Der Bienen-Hype hat sie angelockt, Goldgräberstimmung auf dem Acker. Der Bauer braucht aber zuverlässige Lieferanten. Und dann muss er auch noch Erntemaschinen erfinden. Es baut ja niemand Apparate, mit denen man Wildblumen ihre Samen abnimmt. Für Gänseblümchen hat sich der Bauer ausgedacht, die Samen abzusaugen. Dafür nimmt er ein Gerät, mit dem man eigentlich Pferdeäpfel aufsaugt. Der Bauer arbeitet sieben Tage die Woche, weil sieben Tage die Woche irgendein Problem gelöst werden muss. Zum Mittagessen bittet er mit den Worten: „Ohne Mampf kein Kampf.“

Zu essen gibt es, was die Familie anbaut. Sie hat einen Bauerngarten und ein Feld mit Getreide. Auf dem Tisch stehen Kässpätzle aus eigenem Mehl, grüner Salat. Lohnt sich das? Finanziell nicht, sagt die Frau des Bauern. Eine klitzekleine Salatpflanze kostet 26 Cent, ein Kopfsalat im Discounter lag neulich gleichauf. Aber es geht ums Prinzip. Der Bauer ist kein Hippie, nicht mal ein Bio-Bauer. Aber in dieser Hinsicht ist er wie viele Deutsche: Es macht ihm einfach Freude, wenn bei ihm was wächst, das er ernten kann. Nach der Arbeit gärtner er noch zum Spaß; im Gewächshaus hat er darum auch einen Feigenbaum und einen Berglorbeer, „Kalmia latifolia“, der Bauer stellt alle seine Pflanzen mit botanischen Namen vor, nicht aus Angerebtheit, sondern weil die international einheitlich sind. Das hat er so drin.

Wie jeder Fachmann entrüstet der Bauer sich über Stümperei. Er zürnt über Prospekte von Behörden, die für Artenschutz werben und dann Wiesen mit Blümmischungen verwechseln. Dauern fällt ihm sowas auf. Manche denken vielleicht, ist doch egal, aber der Bauer nicht. Er weiß, wie groß die Unterschieden sind. Eine Blumenwiese besteht zur Hälfte aus Gräsern. Und zwar, im Falle seiner Samenmischung „Blumenwiese“, aus sechzehn verschiedenen Arten von Gräsern. Außerdem aus dreißig Blütenarten. Und die wollen gepflegt werden. Eine Wiese ist eben nicht so etwas wie ein Teppich, den man ausrollt und der dann da liegt. Sie lebt.

Das verkündet der Bauer auch der Politik. Schon ein paar mal war er eingeladen in Ministerien; er sollte erklären, was geht und was nicht geht mit den Wildpflanzen. Auch in Bayern, die haben ein Kulturlandschaftsprogramm, da können Bauern staatliche Hilfe beantragen, wenn sie was für die Umwelt tun. Denn allein in den Gärten von bienenfreundlichen Bürgern wird die Artenvielfalt nicht erhalten werden. Der Bauer berät auch Kommunen, er wird in Gartenakademien eingeladen, hält Vorträge. „Da muss ich erst mal beschreiben, wie ein Pflug aussieht.“ Wenn er sowas sagt, klingt der Bauer verzweifelt.

Dann aber wieder heiter. Immer das Beste draus machen. So wie im Frühjahr, wenn Brautpaare durch seine Felder trampeln. Sie wollen da Fotos von sich machen in der Wildblumenpracht. Der Bauer hat keine Zäune aufgestellt, sondern kleine Pfade angelegt. Da können die Menschen jetzt rein, und die Blumen stört es nicht.